Buch des Monats

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **91 (2011)**

Heft 992

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

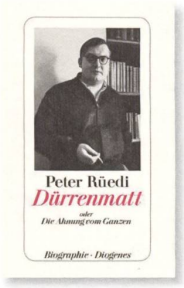
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buch des Monats: Schweiz



Autonome Republik Dürrenmatt

Peter Rüedi: Dürrenmatt oder Die Ahnung vom Ganzen.
Zürich: Diogenes, 2011.

Silvia Hess

Silvia Hess ist Literaturkritikerin. Sie lebt in Ennetbaden.

Er sagte immer, was er meinte, doch meinte er nicht immer, was er sagte. Nicht endgültig jedenfalls und schon gar nicht für alle Ewigkeit. Denn diese war ihm, dem Pfarrerssohn, sowieso suspekt. Er war, nach eigener Meinung, ein unablässiger «Gedankenschlosser und -konstrukteur», einer, der alles Vollendete dem Toten zuordnete, das Fragment hingegen dem Geglückten. Was in seiner Sprache hiess: dem Möglichen. So gesehen war das Leben des Friedrich Dürrenmatt «fragmentarisch». So gesehen waren die siebzig Jahre seines Lebens eine genuine Möglichkeit – ein Leben als Werk. «Ich habe keine Biographie», fasste er diesen Zustand einmal zusammen. Nun hat er doch eine. Peter Rüedi, langjähriger Weggefährte, reicht ihm einen beinahe tausendseitigen Lebensbericht nach, ein Buch, an dem er, nebst seiner journalistischen Tätigkeit, zwanzig Jahre lang gearbeitet hat.

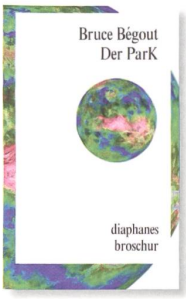
Da den meisten Freundschaften mit Dürrenmatt ein «Verfallsdatum» eigen war (Rüedi), gereicht es auch dem entstandenen Band zum Authentizitätsvorteil, dass der beiden Verhältnis – zumindest aus der Sicht des Biographen – lediglich als «distanzierte Vertrautheit» erfahren wurde. Reflektierte Distanz, Dürrenmattscher Fluchtpunkt in Werk wie in eigener Sache: In der «autonomen Republik Dürrenmatt», wie Rüedi das abgelegene Neuenburger Anwesen nennt, zwischen «hinter dem Mond und dem Rest der Welt», fand das letzte Gespräch der beiden statt, kurz vor Dürrenmatts Tod. Über Gott und die Welt wurde geredet, berichtet Rüedi, was nicht heissen soll: über alles und nichts, sondern über das All und das Nichts.

Ausgehend vom christlichen Glauben seines Vaters war Dürrenmatt einen langen Weg gegangen und beim «Glauben der Schriftstellerei, also dem Denken in mehrdeutigen Gleichnissen», angekommen. Er, der sich als Atheist verstand – allerdings mit immerwährender religiöser Grundierung –, hat dieses Ringen um eine eigene Metaphysik in alle seine Werke getragen. Angefangen bei den «Wiedertäufern», den Kriminalromanen und Hörspielen bis hin zu seinen erfolgreichsten Theaterstücken «Der Besuch der alten Dame» und «Die Physiker».

Doch das wurde er nicht los: Dürrenmatt, der Protestant, protestierte. Sein Werk – das geschriebene, aber ebenso das gezeichnete und gemalte –, ein einziges Aufbegehren gegen die Welt, wie er sie vorfand. Die Kategorien, denen er folgte, waren seine eigenen, auch die des guten Stils, um nicht zu sagen, des guten Geschmacks. Derbe Scherzchen, drastische Darstellungen sabotierten bewusst gesellschaftlich tradierte Vorstellungen. Und man kann sich das grosse Gelächter des Friedrich Dürrenmatt bestens vorstellen, wenn sich etwa Max Frisch, der Stilist, über Diesbezügliches in den Theaterstücken «Romulus» oder in «Die Ehe des Herrn Mississippi» ärgerte. Dürrenmatt ging es nicht darum, die Welt (stilvoll) zu spiegeln, er hielt ihr vielmehr seine eigenen Welten entgegen: überzeichnete, expressive, prallüppige Schlachtfelder, auf denen sich das Leben ereignete. Das Instrumentarium war ebenfalls sein ureigenes: die überreiche Phantasie des Einzelgängers und Unzeitgemässen.

Eines der ganz grossen Verdienste Peter Rüedis und seiner Biographie, die ihrerseits von immensem Wissen zeugt, ist das neu evozierte Bild Dürrenmatts: Dürrenmatt als «Dilettant». Der Blick des «Laien» war für Dürrenmatt der einzig mögliche Weg, an den Ursprung des Denkens zu gelangen. In einer Zeit, da alles schon gedacht sei, wie er meinte, war sein Anspruch, alles erst beiseite zu räumen, damit neue Konzeptionen, neue Ahnungen entstehen könnten. Und daran hat er sich gehalten. Weder war er Theologe noch Philosoph, noch Astronom, noch Mathematiker – einzig aus der Distanz des grüblerisch belesenen Dilettanten ist er zu Ahnungen vom Ganzen gekommen. Und hat damit sein Weltrangwerk geschaffen. Die letzte Flasche Wein, berichtet Peter Rüedi, sei während des letzten Gesprächs mit Friedrich Dürrenmatt nicht leergetrunken worden. Zu keinem Ende führt auch sein Buch. Es ist – nicht anders möglich – Fragment geblieben. Und deshalb geglückt. In hohem Masse. ‹

Buch des Monats: International



Neues Avantgardevergnügen

Bruce Bégout: Der ParK.
Aus dem Französischen von Franziska Humphreys-Schottmann.
Zürich: diaphanes, 2011.

Michael Pfister

Michael Pfister ist promovierter Philosoph und Literaturwissenschafter. Er lebt in Mexiko-Stadt.

Der Vergnügungspark, der die Speerspitzen unserer Spassgesellschaft ausnahmslos in den Schatten stellt, liegt auf einer 624 km² grossen Privatinsel vor Borneo. Ein Architekt und Cyperpunk-Futurist namens Licht hat ihn im Auftrag des russischen Waffen- und Unterhaltungsindustriellen Kalt für rund 4 Milliarden Dollar erbaut. Die «universelle Quintessenz aller realen und möglichen Parks» wird schlicht «ParK» genannt und täglich von maximal hundert Personen in Fünfergruppen besucht, die für die Eintrittskarte je 15000 Dollar auslegen. ParK beschäftigt 175000 Angestellte, darunter Ingenieure, Neurobiologen, Schauspieler, Tierpräparatoren und Militärberater. Die Informationen über die eigentlichen Attraktionen sind bruchstückhaft und bisweilen rätselhaft: Im *Uterus-Theater* reitet der Tourist «auf wild gewordenen Spermien»; im *Viertel der Einsamen* beobachtet er Menschen, die ohne jeglichen Kontakt zueinander leben; die *Terroristischen Gewächshäuser* präsentieren fleischfressende Pflanzen neben Folterinstrumenten; in der «perfekten Nachbildung eines amerikanischen Gefängnisses im Irak können die Besucher Folterknecht spielen», das Hotel-Casino *Todeskamp I* lädt zu Glücksspielen in den stinkenden Baracken von Zwangsarbeitern ein; im *Konservatorium der Schreie* dokumentieren Tonaufzeichnungen den Todeskampf von ParK-Bewohnern, die wilden Tieren zum Opfer gefallen sind. Den zahlenden Besuchern droht freilich keine Gefahr: Sie werden von Aufsehern begleitet, und versteckte «Eliteschärfschützen» garantieren das «Nullrisiko». Die Konfrontation mit Wildnis und Grausamkeit findet unter Bedingungen totaler Kontrolle statt.

«Der ParK» zeigt, was auf die «Gesellschaft des Spektakels» folgt: ein vollkommen neuer Begriff von Unterhaltung. ParK ist «genauso gut ein Park der Sensationen wie der Aversionen». Die lästige Mauer zwischen Zerstreuung und Unbehagen ist gefallen: «Das Wunderbare und das Furchtbare, das Spielerische und das Pathetische, alles, was starke Emotionen weckt, ob angenehme oder nicht: das ist das spektakuläre Versprechen von ParK.»

Dass ausgesuchte Kunden alle zwei Wochen der Vergasung einiger ParKianer in den Duschen oder Saunas beiwohnen, ist ein von der Parkleitung dementiertes Gerücht. Dennoch entspricht die Logik von ParK einer Vermischung von «Disneyland und Treblinka», und ein im Buch zitierter Journalist einer Zeitung aus Tomsk bringt es so auf den Punkt: «Die extreme Frage, die ParK aufwirft, ist die: Wie kann man sich *nach* Auschwitz noch amüsieren? Seine Antwort: Man kann sich *gemäss* Auschwitz amüsieren.» So erstaunt es nicht, dass die Institution oft Besuch von Menschenrechtskommissionen und Politikern erhält, doch bezeichnenderweise amüsieren sich ausgerechnet diese Gäste am besten und «ziehen mit lauter neuen Ideen im Kopf fröhlich von dannen».

Passagen wie diese zeugen von der satirischen Lust des 1967 geborenen Autors Bruce Bégout, Philosophieprofessor an der Universität Bordeaux. Als Spezialist für Edmund Husserl ist Bégout bekennender Phänomenologe und widmet sich in seinen theoretischen Texten den Zusammenhängen zwischen Alltagswelt und Stadtentwicklung. Seine Verbindung von Reportage und Gesellschaftsanalyse knüpft an die kulturkritischen Ansätze seiner Landsleute Jean Baudrillard, Paul Virilio oder auch Michel Foucault an – «Der ParK» erinnert aber auch an Peter Sloterdijks vor einem guten Jahrzehnt heiss umstrittene Thesen über den «Menschenpark» und an den italienischen Philosophen Giorgio Agamben, der die heutige «condition humaine» mit den Paradigmen des Zwangslagers, des Ausnahmezustandes und des «nackten Lebens» beschreibt.

Was den Philosophen Bégout umtreibt, ist die Frage, inwieweit und wie sich Menschen der Welt um sie herum öffnen oder aber sich von ihr abkapseln. In den beiden Essays «Lieu commun» und «Zeropolis» (letzterer auch auf Deutsch erschienen) hat er das Motel und die Casinos von Las Vegas als Spielarten solcher Fluchtburgen untersucht. Weitere Beispiele wären *gated communities*, akademische Elfenbeintürme oder eben: Vergnügungsparks und

Buch des Monats: International

Arbeitslager. ParK zelebriert die «heilbringende Enklavenbildung» – im Hauptausstellungsraum prangt der Satz: «Ungeachtet unserer Sehnsucht nach dem Unendlichen bestimmt das Bedürfnis nach Eingrenzung unser Wesen.»

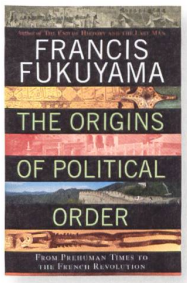
«Der ParK» ist eine Hommage an H. G. Wells' «Insel des Doktor Moreau» und steht in der Tradition negativer Utopien wie George Orwells «1984» oder Aldous Huxleys «Schöne neue Welt». Der wesentliche Unterschied: Bégouts Insel ist kein totales Modell, das alle Bereiche des Lebens umfasst. Entsprechend ist der «Roman» auch alles andere als ein Roman, viel eher: Invention, Analyse, Gedankenexperiment, fiktive Reportage, philosophierender Tagtraum. Dass namentlich bekannte Figuren nur am Rande auftreten und höchstens Ansätze zu einem Plot vorhanden sind, ist aber nicht der Grund dafür, dass «Der ParK» als literarischer Text nur bedingt geglückt ist. Dies liegt eher am manchmal etwas sperrigen und umständlichen Stil. Bégouts ausgeprägte Vorliebe für Aufzählung, Chiasmus und Oxymoron hingegen passen immerhin gut zum grotesken und ambivalenten Inhalt des Buches. Das namenlose «Wir» des Berichterstatters ist ein dubioser Bursche ohne klare Position und Funktion – literaturtheoretisch gesprochen ein «unzuverlässiger Erzähler».

Im Unterschied zu den totalitären Weltentwürfen Orwells und Huxleys liefert Bégout eine chaotische Vision in Bruchstücken – auf seiner Insel gibt es keinerlei Übersichtskarten oder Wegweiser. Unter dem Stichwort «Neuro-Architektur» denkt er die Interaktion zwischen Phantasma und Lebensraum an, und so erweist sich das künstliche Paradies von ParK als ebenso nomadisch und plastisch wie das Begehren des Wunschwesens Mensch. Eines der grössten Phantasmen unserer Zeit steckt zweifelsohne in den Fragen: Wie vergnügen sich die Reichen? Wofür lohnt es sich, sehr viel Geld anzuhäufen? Für das Recht, Tabubrüche zu begehen, lautet der schreckliche Verdacht, den das Buch zumindest vordergründig nährt. Die Besucher von ParK sind in ihrem Schwanken zwischen Euphorie und Melancholie Erben der Libertins aus den Romanen des Marquis de Sade oder auch der dekadenten Dandies des französischen Fin de Siècle im späten 19. Jahrhundert. Insbesondere Lady W., die dank einer Sonderbewilligung ihren Tudor-Landsitz im ParK errichtet und «nur das Ungeniessbare geniessen» kann, wirkt wie aus Octave Mirbeaus «Garten der Qualen» (1899) entsprungen.

Die Pointe von Bruce Bégouts Beitrag zur Diskussion über die Spassgesellschaft besteht darin, dass er die Avantgarde des Vergnügens verlagert: weg von den Subkulturen der Bohème, hin zu den «vorgewarnten Kunden» aus der Finanzelite. «Post-gregäre Unterhaltung» emanzipiert sich von der populären Massenkultur herkömmlicher Themenparks. In der perversen Abweichung liegt die letzte Chance des Widerstands gegen die Routine. Eine Revolution von oben und eine souveräne Geste, die dem Katzenjammer dennoch nicht entgeht: Denn selbst die grösste Überschreitung findet nur unter Kontrolle statt: «Grenzerlebnisse in festen Erlebnisgrenzen».

Aber die Reichen und Mächtigen, so mag man Bégout entgegnen, werden doch nicht allen Ernstes nach Borneo reisen, um sich am Leiden der Gemarterten zu weiden. In der Tat, dieses Leiden wird traditionellerweise eher verschwiegen, beschönigt oder verdrängt. Insofern ist Bégouts Buch vielleicht gerade keine Schreckensvision der Zukunft, sondern eine Parabel auf den Ist-Zustand. Oder schärfer noch: der schwarzhumorige Appell, Lust und Schmerz in ihrem real existierenden Zusammenhang zu zeigen und die gnadenlosen Demarkationslinien unserer Welt nicht fortlaufend zu vertuschen. ParK wäre dann, wie der Text selber sagt, «die Weltausstellung der Übel unserer Zivilisation, die gerade dadurch abgewendet werden, dass sie öffentlich ausgestellt werden». ‹

Buch des Monats: Freiheit



Die politische Ordnung – empirisch vom Ursprung an betrachtet

Francis Fukuyama: The Origins of Political Order. Bd. 1.
From Prehuman Times to the French Revolution.
New York: Farrar, Straus and Giroux, 2011.

Daniel Brühlmeier

Daniel Brühlmeier ist promovierter Politikwissenschafter. Er koordiniert die Aussenbeziehungen des Kantons Zürich.

Warum finden sich Menschen zu politischen Gemeinschaften zusammen? Aristoteles ging davon aus, dass der Mensch ein soziales Tier sei und sich deshalb von Natur aus politisch organisiere. Mit ihrem Gedankenexperiment des Naturzustandes, aus dem sich die Menschen in einem (zunehmend demokratischeren und verfassungsnormierteren) Staat verbinden, legitimierten die Sozialvertragstheorien von Hobbes bis Rawls eher eine politische Organisationsform, als dass sie diese wissenschaftlich erklärten. Ein mächtiges empirisches Gegenprojekt markierte die schottische Aufklärung mit ihrer Vier-Stadien-Theorie, nach der sich die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, und vor allem des Eigentums, in vier Stadien entwickelt: Jäger/Sammler, Hirten, (sesshafte) Agrikultur, Handel.

In Unkenntnis dieser schottischen Vorläufer beleuchtet nun Francis Fukuyama im ersten Band von «The Origins of Political Order» Entstehung, Entwicklung und Verfall politischer Ordnungen ebenfalls in vier Stadien: von den Horden über die Stämme zu den Stammesfürstentümern, zu den Staaten. Dabei verpflichtet sich Fukuyamas Antwort einer kulturell-institutionell angereicherten Evolutionstheorie: ihn interessieren die Faktoren, die es der Menschheit erlaubten, mittels des einen Prozents DNA, das sie von den bereits zu elementaren Formen der sozialen Kooperation fähigen Schimpansen unterscheidet, die entsprechenden Entwicklungsstufen zu durchlaufen. Zu den Verwandtschaftsverhältnissen und dem durch sie induzierten, entsprechend abgestuften gegenseitigen Altruismus kommen nach Fukuyama als weitere Faktoren hinzu: die Sprache mit ihren Abstraktions- und Speichermöglichkeiten, ein normengeleitetes Verhalten aus emotionalem Antrieb und transportiert durch mentale und rituell-religiöse Modelle, später auch durch Ideologie, sowie die hegelianisch inspirierte Suche nach Anerkennung.

Den ersten zentralisierten, meritokratisch und professionell verwalteten Staat finden wir in China; er wurde unter Aufwand enormer physischer Gewalt für eine neue Kriegsführung mit entsprechender Steuererhebung geschaffen. Indien hingegen ging den Weg einer gewollt durch Religion geschwächten politischen Ordnung, hat aber erste Ansätze einer ruleoflaw. In (West-)Europa schuf das Christentum mit dem Lehenskontrakt, dem Zölibat und der vergleichsweise höheren rechtlichen und sozialen Stellung der Frau die Voraussetzungen für einen Staat, dem Rechtsfrieden mehr bedeutete als militärische Eroberung. Aber erst mit der Rechenschaftspflicht der Herrschenden, ob moralisch (Fürstenspiegel) oder in demokratisch-konstitutionellen Verfahren, sind die institutionellen Charakteristika moderner Staatlichkeit komplett.

Fukuyamas Sekundärquellen füllen Bibliotheken und seine Ambition ist gewaltig. Trotzdem gelingt es ihm, ein kohärentes und eindrücklich vergleichendes Gesamtbild zu vermitteln, ohne dabei ins Allgemeine abzugleiten. Gegen vereinfachende Monokausalitäten stellt er multifaktorielle Wechselwirkungen, die gleichzeitig auch die Varianz der möglichen Entwicklungen erweitern. Entgegen einer Vermutung, die man aus der Lektüre von «Ende der Geschichte» haben könnte, hat die herausgearbeitete Entwicklung politischer Ordnungen keine Finalität oder gar Perfektibilität. Natürlich lebt es sich heute ökonomisch, gesellschaftlich und politisch besser als in früheren Zeiten. Jeder Fortschritt kann aber unter extremen Bedingungen mit einem Rückfall in weniger zivilisierte Stadien oder Formen politischer Ordnung wieder zunichte gemacht werden. Konsequent warnt Fukuyama dann auch vor der Rückkehr der Stammesherrschaft sowie linken wie rechten «Phantasien» von «minimal orno-governmentsocieties». Und: der Zerfall von Staaten, historisch keine Seltenheit, tritt Fukuyama zufolge genau dann ein, wenn Institutionen sich wegen der ihnen inhärenten Rigidität und der Bewahrung durch organisierte Interessen nicht mehr den veränderten Bedingungen anpassen. ‹